

**HEYNE
HARD
CORE**

Zum Buch

San Diego, Kalifornien, zur Zeit des Zweiten Weltkriegs. James »Dilly« Dillon und seine Familie sehen in schwierigen Zeiten einer ungewissen Zukunft entgegen. Das Geld ist knapp, für den erfolglosen Autor ist der Job in der Flugzeugfabrik die Hölle. Eingepfercht in einem zu kleinen Haus treten sich Dilly und seine Frau Roberta gegenseitig auf die Füße, was durch die drei Kinder, seine Schwester Frankie und seine Mutter nicht besser wird. Erziehungsprobleme, Schreibblockade, Alkohol – das Leben gleicht einem Teufelskreis, aus dem es kein Entrinnen gibt. Immer am Rande des Abgrunds hangelt sich die Familie von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, dazwischen immer die Hoffnung auf Besserung.

In Jim Thompsons Debütroman aus dem Jahr 1942 verarbeitet der Autor seine eigenen Erfahrungen und Frustrationen während des Zweiten Weltkriegs. Den Namen James Dillon hatte Thompson bereits in früheren Kurzgeschichten benutzt. Der Roman erfuhr zum Zeitpunkt seines Erscheinens kaum Beachtung, entwickelte sich im Lauf der Jahre aber zum gesuchten Sammlerobjekt, das für Tausende Dollar gehandelt wurde. Heute zählt der Roman in den USA zu einem der Klassiker über die Zeit der Migrationsbewegungen in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts und den Überlebenskampf der Arbeiterklasse.

Zum Autor

Jim Thompson wurde 1906 in Anadarko, Oklahoma, als James Myers Thompson geboren. Er begann früh zu trinken und schlug sich als Glücksspieler, Sprengstoffexperte, Ölarbeiter und Alkoholschmuggler durch. Obwohl er bereits mit fünfzehn Jahren seine erste Kriminalgeschichte verkaufte, konnte er erst seit Beginn der fünfziger Jahre vom Schreiben leben. Für Hollywood verfasste er zahlreiche Drehbücher, u. a. für so namhafte Regisseure wie Stanley Kubrick. Thompson gilt als zentraler Vertreter des Noir-Genres. Er starb 1977 in Los Angeles, seine Asche wurde im Pazifischen Ozean verstreut.

Jim Thompson

Jetzt und auf Erden

ROMAN

*Aus dem Amerikanischen
von Peter Torberg*

*Mit einem Vorwort von
Stephen King*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die amerikanische Ausgabe NOW AND ON EARTH
erschien 1994 bei First Vintage Crime/Black Lizard Edition,
a division of Random House, Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete fsc®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 08/2011
Copyright © 1942 by Jim Thompson; renewed 1970 by Jim Thompson
Published in agreement with the author, c/o Baror International, Inc.,
Armonk, New York, USA

Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011

Der Abdruck des einleitenden Vorworts erfolgt mit
freundlicher Genehmigung von Stephen King
Umschlaggestaltung: Melville Brand Design, München

Redaktion: Ulf Müller
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-453-67610-7

www.heyne-hardcore.de

Der große Jim Thompson

Eine Würdigung

Bei vorgehaltener Waffe (und angesichts des Themas ist dieser kleine Scherz wohl erlaubt) könnte ich innerhalb einer halben Stunde wohl die zwanzig größten Schriftsteller aus der Schule der »hardboiled detectives« benennen. Zugegeben, es wäre meine ganz eigene Liste; Puristen dürfte wohl nicht gefallen, wenn Schriftsteller wie Ed McBain und John D. MacDonald darauf erscheinen, aber es wären wohl auch ein paar dabei, die selbst die Puristen absegnen würden – Dashiell Hammett, Raymond Chandler, Ross MacDonald, Robert Parker und so fort. Bei vorgehaltener Waffe aufgefordert, jene amerikanischen Schriftsteller zu benennen, die große Romane über den kriminellen Verstand geschrieben haben, wäre meine Liste erheblich kürzer, und die Hälfte der Personen hätte jeweils nur einen einzigen Roman verfasst: Theodore Dreiser (*Eine Amerikanische Tragödie*); Frank Norris (*Gier nach Gold*); Elliot Chaze (*Unser Mann am Tatort*). Die drei, die mehr als nur einen Roman geschrieben haben, sind Shane Stevens, James M. Cain und der große Jim Thompson.

War Jim Thompson körperlich groß? Keine Ahnung. Er stammte aus Texas oder Oklahoma oder irgendwo dort in der Gegend, also stelle ich ihn mir groß vor, aber Schriftsteller ähneln häufig dem fetten DJ mit der dünnen Stimme – diejenigen, die die kraftvollste Prosa schreiben, sind meist jene, die, sieht man ein Foto von ihnen, sich als aufgedunsene, untersetzte Typen entpuppen, die wie die Schadensregulierer einer Versicherung aussehen. Aber das ist egal; für mich wird er immer der große Jim sein, weil er so groß *schrieb*.

Das muss ich wohl ein wenig erläutern.

Die Schauplätze waren nie glamourös; die Figuren waren selten groß (Doc McCoy aus *Getaway* mag da eine Ausnahme sein); die Verbrechen selbst waren nie so großartige Dinger, wie der Leser sie bei Kollegen wie Frederick Forsythe mit seinem Schakal oder Jack Higgins mit seinen Nazis zu finden hofft, die hinter Winston Churchill her sind – Jim Thompsons Verbrecher, wie die bei James Cain oder Shane Stevens, verfangen sich meist in einem Netz aus schnellen Dollars und schnellen Nummern. Aber Thompsons Bücher waren herausfordernd, ja atemberaubend groß in der Handlung, im eingegangenen Risiko, im Thema. Edmund Wilson (der einen wunderbar bissigen und vollkommen fehlgeleiteten Essay schrieb mit dem Titel: »Wen kümmert's, wer Roger Ackroyd umgebracht hat?«) verurteilte einmal James Cains *Wenn der Postmann zweimal klingelt* mit den Worten, das Buch sei nicht wichtiger als ein Urwaldgetrommel in der Kantine. Nicht dass Wilson hier völlig falschlag; es handelte sich nur um den Kommentar eines

Mannes, der nie sonderlich viel Zeit in den Kantinen des Landes verbracht hat.

Doch Kantinen gab es und gibt es heute noch; kleine Dörfer wie jenes, das Thompson in *Zwölfhundertachtzig schwarze Seelen* so erschütternd beschrieb, gab es und gibt es heute noch; Kleinganoven und verzweifelte Menschen auf der Flucht gab es und gibt es immer noch. Sie mögen nicht im Waldorf speisen, aber intellektuelle Geschäftsleute und Frauen in den Wechseljahren, die das tun, sind ja nicht die ganze Welt.

Wilson stieß sich mal an Nelson Algren wegen dessen »kloakenhaftem Sprachgebrauch«, so als würde es keine Scheiße geben ... Doch wie jeder Durchschnittsbürger unter uns gern bestätigt, es gibt sie. Und nicht alles davon verschwindet in Kloschüsseln und Gullys. Manchmal überspült sie die Straßen, die Kantinen und den menschlichen Verstand.

Meiner Meinung nach ist Jim Thompson deshalb groß zu nennen, weil er keine Angst vor dem Dschungel in der Kantine hatte, keine Angst hatte vor der Scheiße, die manchmal die Gullys verstopft, die sich am Boden des ganz gewöhnlichen gesellschaftlichen Denkens und Handelns befinden. Niemand mag es, wenn der Arzt seine Gummihandschuhe überstreift, einen bittet, sich vorzubeugen, und dann herumbohrt ... Aber *jemand* muss nach den Unregelmäßigkeiten suchen, die auf Tumoren und Geschwüre hinweisen können – Tumoren und Geschwüre, die in den Gedärmen der Gesellschaft ebenso vorkommen wie in denen eines einzelnen Menschen. Dreiser wusste das, Melville wusste das, B. Traven und

Dostojewski wussten das. Auch Thompson erkannte die Wahrheit: Die Literatur einer gesunden Gesellschaft braucht Proktologen ebenso wie Hirnchirurgen.

Aber wissen Sie, was ich am meisten bewundere? Der Typ hat es einfach übertrieben. Vollkommen. Der große Jim Thompson kannte die Bedeutung des Wortes »Stopp« nicht. Das bezieht sich auf drei wichtige Punkte: Er sah alles, er schrieb alles auf, er veröffentlichte alles.

Seine Romane sind erschreckende Abbilder des kleinstädtischen Schmerzes, der Scheinheiligkeit und Verzweiflung. Sie wirken zwingend in ihrer Hässlichkeit, triumphierend in ihrer Schäbigkeit. Thompson schrieb verdammt gute Storys, aber verdammt gute Storys sind noch keine Literatur. Wer weiß das besser als ich? Was aus Thompsons Büchern Literatur macht, ist seine unbeirr- bare, grell beleuchtete Untersuchung des entfremdeten Verstands, der wie eine Dynamitstange verkabelten Psy- che, der Menschen, die wie wuchernde Zellen in den Ge- därten der amerikanischen Gesellschaft hausen.

Thompson war nicht immer großartig – doch zu sei- nen besten Zeiten war er der Beste, den es gab ... weil er nicht aufhören wollte. Der Leser ist fasziniert von Thompsons fiebernden Erzählungen, wird von der Ein- sicht mitgerissen, dass er bis zum Ende gehen wird, ganz gleich wie hässlich, gemein oder entsetzlich das auch sein mag (und wenn Sie nur den Film von *Getaway* gese- hen haben, dann haben Sie keine Ahnung von dem existentiellen Grauen, das Doc und Carol McCoy nach der Szene erwartet, mit der Sam Peckinpah den Film enden lässt).

Jemand muss die Stuhlproben der Gesellschaft untersuchen, jemand muss die Tumoren beschreiben, vor denen die Kultivierten unter uns zurückschrecken. Jim Thompson war einer der wenigen, die das taten.

Er ist tot, und seine Bücher verkaufen sich nicht sehr gut, doch nicht alle haben ihn vergessen – Gott sei Dank werden sie das auch nicht tun. Die Großen finden ihre Quellöffnungen, ihre Kanäle. Ich nehme an, das ist auch der Grund, warum Sie hier sind. Schnallen Sie sich an, mein Freund, und schnappen Sie sich Ihre Gasmasken.

Sie gehen in die Dunkelheit, aber ohne mich, ohne Eudora Welty, John Updike, Truman Capote oder Edmund Wilson. Sie begeben sich mit einem echten manisch Veranlagten auf die Reise in den menschlichen Untergrund. Sie mögen angewidert sein. Sie mögen sich abwenden, mögen nach Luft schnappen und vor Übelkeit auflachen. Doch der große Jim Thompson wird nicht stehen bleiben ... und ich nehme an, Sie auch nicht.

Stephen King

Bangor, Maine, September 1985

1.

Meine Schicht war um halb vier zu Ende, aber ich brauchte fast eine Stunde für den Heimweg. Von der Fabrik bis zum Pacific Boulevard ist es eine Meile, und von dort bis zu uns eine weitere Meile den Hügel hinauf. Den Berg, sollte ich besser sagen. Wie sie es geschafft haben, den Beton für diese Bergstraßen zu gießen, ist mir ein Rätsel. Wenn du diese Straßen hinaufgehst, kannst du dir die Schuhe zubinden, ohne dich zu bücken.

Jo war auf der anderen Straßenseite und spielte mit der kleinen Pfarrerstochter. Sie wartete auf mich, nehme ich an. Sie kam über die Straße zu mir gerannt, und ihre korngelben Locken hüpften ihr um das rosige Gesicht. Sie umklammerte meine Knie und küsste mir die Hand – ich mag das zwar nicht, kann sie aber nicht daran hindern.

Sie fragte mich, ob mir meine neue Arbeit gefalle und wie viel ich verdienen würde und wann denn Zahltag sei – alles in einem Atemzug. Ich bat sie, in der Öffentlichkeit nicht so laut darüber zu reden, dass ich nicht so viel verdiente wie bei der Stiftung, und sagte, dass vermutlich Freitag Zahltag sei.

»Krieg ich dann einen neuen Hut?«

»Vielleicht. Wenn deine Mutter einverstanden ist.«

Jo runzelte die Stirn. »Mutter wird das nicht wollen. Das weiß ich. Sie ist mit Mack und Shannon in die Stadt gefahren, um ihnen neue Schuhe zu kaufen, aber mir will sie 'nen Hut nicht kaufen.«

»'nen Hut nicht?«

»Keinen Hut, meine ich.«

»Woher hat sie denn das Geld, um einzukaufen? Hat sie die Miete nicht bezahlt?«

»Ich glaub nicht.«

»Verdammt nochmal!«, fluchte ich. »Und was zum Teufel machen wir jetzt? Was glotzt du so? Geh spielen. Geh weg. Geh mir aus den Augen. Na los!«

Ich streckte die Hände aus, um sie zu schütteln, doch ich besann mich und umarmte sie stattdessen. Ich kann es nicht leiden, wenn jemand unfreundlich zu Kindern ist – zu Kindern, Hunden oder alten Leuten. Ich weiß nicht, was in mich gefahren war, dass ich Jo schütteln wollte. Ich weiß es nicht.

»Ach, schon gut, Kleines«, sagte ich. »Du weißt doch, ich meine das nicht so.«

Jo lächelte. »Du bist nur müde, das ist alles«, beruhigte sie mich. »Geh rein und leg dich hin, dann geht's dir wieder besser.«

Ich sagte, das würde ich machen, und sie küsste mir wieder die Hand und huschte über die Straße davon.

Jo ist neun – mein ältestes Kind.

2.

Ich war müde, und alles tat mir weh. Die Lunge, die mir im Winter kollabiert war, fühlte sich an wie mit Melasse gefüllt, und meine Hämorrhoiden quälten mich.

Ich ging ins Haus und rief, doch niemand antwortete, deshalb nahm ich an, dass Mom auch ausgeflogen war. Ich ging ins Bad und wusch mich, dann versuchte ich, etwas gegen meine Hämorrhoiden zu unternehmen, und wusch mich noch einmal. Es hatte keinen Zweck. Ich versuchte es erneut und wusch mich wieder. Dann fiel mir ein, dass ich dasselbe schon ein halbes Dutzend Mal getan hatte, also ließ ich es bleiben.

Im Kühlschrankschrank gab es ein paar Eiswürfel. Nichts außer Eiswürfeln, altem Stangensellerie, ein paar Grapefruits und einem Stück Butter. Aber das war ja schon mal was. Mom tut sich schwer damit, die Eisbehälter rauszunehmen, und wenn sie es macht, dann lässt sie sie meistens draußen stehen. Roberta füllt die Behälter nie mit Wasser auf. Sie holt sie raus, nimmt sich alle Eiswürfel und stellt die Behälter leer in den Kühlschrankschrank zurück. Jo und ich sind so ungefähr die Einzigen im Haus, die die Behälter wieder auffüllen und zurückstellen. Wenn wir nicht wären, hätten wir nie Eis.

Himmel, hör sich mal einer an, wie ich meckere! Und

das wegen ein paar Eiswürfeln. Ich weiß gar nicht, was in mich gefahren ist.

Wie ich so dastand und trank, mich kratzte und über alles Mögliche nachdachte, kam Mom aus dem Schlafzimmer. Sie hatte geschlafen und war noch barfuß. Mom hat Krampfadern. Die hat sie schon, so lange ich denken kann. Moment – das stimmt nicht. Ihre Beine waren nie besonders gut, aber diese Krampfadern bekam sie erst, als ich neun war. Ich weiß noch, woher sie sie hat.

Es war etwa eine Woche nach der Geburt von Frankie, meiner jüngeren Schwester. Pop war in Texas und versuchte, eine Ölquelle anzubohren. Wir hausten in einer Hütte weit draußen auf der West Main Street in Oklahoma City. Ein hartes Pflaster damals, und heute wahrscheinlich immer noch.

Margaret – meine ältere Schwester – und ich schlugen uns irgendwie bei den Nachbarn mit durch, und Mom aß nicht viel. Blieb nur noch Frankie, um die sie sich kümmern musste. Aber die konnte ja noch nichts beißen; Mom war es nicht möglich, sie zu stillen, und wir hatten nur noch fünfzig Cent.

Also, Margaret und ich gingen in den Drugstore, um ein Glas Malzmilchpulver zu kaufen, doch auf dem Rückweg verfolgt uns eine Bande von Rüpeln aus der Nachbarschaft, und Margaret ließ das Glas fallen. Es war ganz in festes braunes Papier gewickelt; dass es zerbrochen war, haben wir erst gemerkt, als Mom es auspackte.

Nein, sie hat uns nicht beschimpft oder geschlagen – soweit ich mich erinnern kann, sind wir nie wirklich ver-

hauen worden –, sie saß einfach da in ihren Kissen, und dann passierte etwas Schlimmes mit ihrem Gesicht. Dann legte sie sich eine ausgezehnte Hand vor die Augen, ihre Schultern zitterten, und sie weinte.

Ich glaube, an dem Abend muss ein Maler durchs Fenster gelinst haben, denn Jahre später sah ich ein Ölbild von Mom. Das Bild einer Frau in einem zerschissenen Kleid, mit wirren schwarzen Haaren und einer dünnen Hand vor dem Gesicht, aber nicht, um es zu verbergen – Himmel, nein, sondern um auf etwas hinzuweisen – nicht in Worte zu fassendes Elend und Schmerz und Hoffnungslosigkeit. Das Bild hieß *Verzweiflung*.

Der Maler hätte noch abwarten sollen, was dann geschah.

Wir holten ein paar Zeitungen, breiteten sie auf dem Bett aus und schütteten das Pulver darauf. Dann machten Marge, ich und Mom uns daran, die Glassplitter herauszusuchen. Wir stocherten, sortierten und strengten über eine Stunde lang unsere Augen an, und als wir endlich ein paar Löffel Pulver beisammenhatten, wachte Frankie auf, wild um sich tretend wie meistens. Beinahe hätte sie alles vom Bett geschubst. Irgendwie schafften wir es, dass sich das Glas nicht wieder mit dem Pulver vermischte. Aber das nutzte alles nichts. Frankie hatte nur auf den entscheidenden Augenblick gewartet. Ihr Nachthemd war beim Strampeln hochgerutscht, und nun rutschte ihr die Windel runter ...

Na ja, wir warfen die Zeitungen fort und wischten auf – wir mussten alle lachen, so lustig war das –, und Mom fragte uns, was wir denn jetzt machen sollten. Mar-

ge, die zwölf war, meinte, sie könne ein Stück Kreide aus der Schule mit heimbringen, vielleicht könnten wir die ja zermahlen, mit heißem Wasser mischen und als Milch hernehmen.

Mom befürchtete, das würde wohl nicht gehen.

Ich selbst hatte keine Idee.

Frankie brüllte sich derart die Seele aus dem Leib, dass wir alle Mitleid mit ihr hatten. »Also, wenn ich euch einen Zettel für Mr. Johnson schreibe, ob ihr dann wohl noch mal hingehen würdet und – «

Marge und ich fingen an zu jammern und zu klagen. Die Jungs würden uns wieder jagen, wenn wir noch mal auftauchten, und wir würden auch das zweite Glas zerschmeißen; außerdem sei Mr. Johnson ein böser alter Mann und glaube sowieso niemandem was. Überall im Laden hingen Schilder, auf denen das zu lesen steht. »Geh selber hin und schau nach, Mom.«

Tja, meinte Mom, das müsse sie dann wohl.

Wir kramten ihr altes schwarzes Sergekleid hervor, dazu einen Schal und ein paar Hausschuhe, und Marge versuchte, Mom so gut es ging die Haare hochzustecken. Dann wickelten wir Frankie in eine Decke und marschiereten los. Wir nahmen Frankie mit, weil Mom sie nicht allein lassen wollte, und Mom brauchte Marge und mich, um sich aufzustützen.

Es war bitterkalt, und ich dachte, das sei der Grund, warum Mom so zitterte. Aber das war nicht alles. Es war der Schmerz in ihren Beinen, die immer schlimmer wurden. Der Laden war nur einen Block entfernt, aber wie ich schon sagte, ihre Beine waren nie besonders gut ge-

wesen, sie hatte gerade erst Frankie zur Welt gebracht und schon seit Jahren nicht mehr richtig gegessen.

Wir bekamen das Milchpulver. Johnson hätte es uns wohl nicht gegeben, wenn da nicht gerade eine Hure und ihr Lude im Laden gewesen wären – gute Kunden –, die Cola und Opiumtinktur mit Kampfer tranken und denen er wohl vorspielen wollte, wie gütig er war. Er legte sogar noch eine kleine Flasche Beruhigungssaft drauf, die er wohl über kurz oder lang eh weggeworfen hätte. Unter dem Aufkleber schaute noch ein anderer hervor, ein Stück zumindest, der Rest war abgerissen worden. Man konnte noch ein paar Buchstaben erkennen: OPI –.

Wir gingen nach Hause und marschierten in die Küche. Das Gas war noch nicht abgestellt worden, warum, weiß ich nicht. Mom legte Frankie auf dem Tisch ab und setzte sich. Marge und ich rührten die Milch an und füllten die Babyflasche. Ich schwöre, Frankie hat sich hochgereckt und uns die Flasche aus den Händen gerissen.

Sie nahm einen großen Schluck, machte »Gah« und lächelte uns so zufrieden an wie ein Staubsaugervertreter. Dann machte sie die Augen zu und kümmerte sich um ihr Geschäft.

»Die Milch sieht so lecker aus, ich glaub, ich mach mir auch eine«, sagte Mom. »Und ihr solltet auch was davon trinken.«

Wir beide mochten die Milch nicht. Wir mochten nie, was gut für uns war, wahrscheinlich weil wir so selten Gelegenheit hatten, uns an den Geschmack zu gewöhnen.

»Ihr mögt doch Eiscreme mit Sprudel, oder?«, fragte Mom. »Ich mach euch die Milch süß und lecker. Wenn

ihr was Warmes im Bauch habt, könnt ihr besser schlafen.«

Tja ... Eiscreme mit Sprudel. Das war natürlich was anderes.

Wir setzten noch einen Topf Milch auf und schütteten sie in drei Gläser. Und Mom goss in jedes Glas ein Drittel vom Beruhigungssirup. Es war eine ganz kleine Flasche, und Mom dachte sich nichts dabei. Pop meinte später, das hätte sie aber müssen, und Johnson gehöre ausgepeitscht. Aber Pop war an dem Abend nicht da.

Ich erinnere mich noch vage daran, wie in den nebligen Fluren, durch die ich langsam rannte, immer wieder ein blasses Gesicht vor mir auftauchte – blass, mit langen schwarzen Haaren und einem alarmierten Blick aus Augen, die von unsichtbaren Fingern blanken Willens aufgerissen waren. Und wenn ich dieses Gesicht vor mir sah, drehte ich mich um und war irgendwie erleichtert.

Dann bin ich eine ganze Zeit einen unterirdischen Gang entlanggewandert, war einem Duft gefolgt, einem Klang, einem Bild – ich weiß nicht was, aber es war unwiderstehlich. Ich stand unter einem geschnitzten Torbogen, und auf der anderen Seite war ein lachendes kleines Mädchen und streckte mir ihre Hände hin. Jo. Jo streckte ihre Hände aus und versuchte, meine zu fassen.

Nein, wirklich. Es war Jo. Das war über fünfzehn Jahre, bevor Jo geboren wurde, aber ich wusste sofort, das war Jo, und sie wusste, dass ich ihr Vater war.

»Wo ist deine Mutter?«, fragte ich sie. Und Jo lachte, warf ihr Haar nach hinten und antwortete: »Ach, die ist nicht da. Komm doch rein und spiel mit mir.«

»Okay«, sagte ich und ging auf sie zu, und sie beugte sich vor und küsste mir die Hand.

Dann tauchte Mom zwischen uns beiden auf.

Sie schlug Jo – immer und immer wieder. Jo schrie um Hilfe, doch ich stand nur reglos und entsetzt da, traurig, aber auch erleichtert. Ich stand da, bis Mom Jo mit bloßen Händen erschlagen hatte. Dann bedeutete sie mir, ich solle ihr voran den Gang zurückgehen, und ich gehorchte und ließ Jo tot in dem kleinen Zimmer liegen.

Jo hat Mom nie gemocht ...

Da war ein großer weißer Pavillon mit einem kleinen kreisrunden Teich. Kräftige Hände schoben mich auf den Teich zu, aber ich wollte nicht ins Wasser, es war so schwarz und bitter. Ich wunderte mich, warum Mom mich nicht rettete, ich rief nach ihr, und ein Dutzend Stimmen antworteten: »Er kommt zu sich! Es wird alles wieder gut, Mrs. Dillon ...«

Ich schlug die Augen auf. Die Tasse schwarzer Kaffee erhob sich träge von der Wachstuchdecke, und ich trank. Ich hatte dreißig Stunden geschlafen, sieben mehr als Marge. Mom war aus ihrer Ohnmacht erwacht, als Frankie nach mehr Milch weinte.

Ein paar Nächte später war Pop wieder zu Hause. Er kam mit dem Taxi, und der Wagen war voller Pakete. Er hatte einen neuen Mantel für Mom – sie hasste ihn für immer und ewig und trug ihn auch genau so lang –, einen Anzug für mich, Kleider für Marge, Schuhe (die nicht passten) für uns alle, Spielzeug, Uhren, Süßigkeiten, Roggenbrot, Meerrettich, Schweinsfüße, Mortadella – Gott weiß was noch alles.

Marge und ich tanzten um Moms Bett herum, lachten und aßen und packten aus, Mom lag da und versuchte zu lächeln, und Pop schaute voller Freude zu. Dann bemerkte ich die kleine schwarze Tasche, die er in der Hand hielt.

»Was ist da drin, Pop? Was hast du da noch drin, Pop?«, rief ich, und Marge tat es mir gleich.

Pop hielt die Tasche über unsere Köpfe und kicherte. Wir verstummten für einen Augenblick, so sehr verwirrte uns das Gekicher. Pop war ein großer Mann, und selbst wenn er sich amüsierte, wirkte er immer so würdevoll. Ich glaube, er war der einzige Mann, dem ich je begegnet bin, der selbst noch mit zerrissener Hose und Chilisoße auf der Weste Würde ausstrahlte. Pop trug immer gute Kleidung, nur mit ihrer Pflege hatte er es nicht so.

Er öffnete das Schloss an der Tasche, drehte sie auf den Kopf, und ein Schauer aus Dollarscheinen, Geldanweisungen und Schecks ergoss sich über Bett und Fußboden.

Er hatte eine Ölquelle gefunden. Einen Bruchteil seines Anteils hatte er für fünfundsechzigtausend Dollar verkauft. Und das hier war der Erlös.

Der Maler hätte noch bis zu diesem Anblick dableiben müssen. Mom mit ihren Beinen, so dick und schwarz wie Ofenrohre, und fünfundsechzigtausend Dollar auf dem Bett ...

Tja, ihre Beine sind noch immer so. Und Pop bohrt noch immer nach Öl – jedenfalls glaubt er das. Und was mich betrifft –

Was mich betrifft ...

3.

»Wie gefällt dir dein neuer Job?«, fragte Mom. »Musst du schwer arbeiten?«

»O nein«, antwortete ich.

»Und was machst du so? Buchhaltung und Schreibarbeiten?«

»Ja«, sagte ich, »Buchhaltung und Schreibarbeiten.« Dann verlor ich die Beherrschung und erzählte ihr, was ich in Wahrheit getan hatte.

»Wie schön«, sagte sie, als ich fertig war, und ich wusste, sie hatte kein Wort verstanden.

»Wir essen heute auswärts, oder?«, fragte ich.

»Was?«, entgegnete Mom. »Ach. Na ja, ich weiß nicht, Jimmie. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Roberta ist in die Stadt gefahren und hat kein Geld dagelassen und auch nicht gesagt, was sie geplant hat. Jo hat außer einem Erdnussbutter sandwich den ganzen Tag noch nichts gegessen. Ich hatte auch noch nichts, aber natürlich –«

»Gib mir einen Dollar«, sagte ich. »Ich geh was holen. Ich geb ihn dir zurück, wenn Roberta wieder da ist.«

»Ich hätte ja selbst gehen können«, erwiderte Mom, »aber ich wusste nicht, was –«

»Leih mir einen Dollar«, meinte ich. »Ich hol ein paar Kartoffeln und Brot und Fleisch. Das Übliche.«

Mom holte einen Dollar. »Den muss ich wiederhaben, Jimmie. Frankie braucht eine Dauerwelle und neue Strümpfe, und wir haben keinen Cent übrig.«

»Ich zahl ihn dir zurück«, versicherte ich ihr.

Ich sah, dass es fast sechs Uhr war, also rannte ich den ganzen Weg zum Safeways-Supermarkt. In San Diego gibt es die stärkste Fleischergewerkschaft des Landes. Wenn du Frischfleisch willst, kaufst du das besser vor sechs. Danach gibt es nur noch Schinken oder Aufschnitt – der zur Hälfte aus Getreideflocken und zu einem Viertel aus Wasser besteht – oder gar nichts.

Ich war Punkt sechs im Laden. Ich kaufte anderthalb Pfund Aufschnitt – fünfundvierzig Cent –, Bohnen in der Dose und Kartoffelchips. Einen Augenblick besah ich mir das Weinregal, aber dann entschied ich mich dagegen, obwohl der halbe Liter nur fünfzehn Cent kostete.

Als ich an die Ecke kam, stieg Roberta gerade aus dem Bus. Mack war eingeschlafen, und sie trug ihn. Shannon war ruhig, eines der seltenen Male, dass sie sich benahm.

»Hi, Schatz«, sagte Roberta. »Nimm mal diesen Racker, bitte. Ich bin völlig geschafft.«

Ich nahm Mack, und Roberta trug die Einkäufe. Shannon sprang in einer ihrer blitzschnellen und unerwarteten Bewegungen hoch und packte mich am Ellbogen.

»Trag mich, Daddy«, verlangte sie. »Erst trägst du mich, dann Mack.«

»Geh schon«, sagte ich. »Geh. Ich kann doch nicht euch beide tragen.«

»Daddy ist müde, Shannon«, sagte Roberta. »Jetzt hör

auf, an ihm zu zerren, sonst knall ich dir eine. Warum zeigst du Daddy nicht deine neuen Schuhe? Zeig ihm doch mal, wie du darin tanzen kannst.«

Shannon ließ los, drehte eine Pirouette und war schon sechs Meter die Straße entlanggestept, bevor ich überhaupt Luft holen konnte. Shannon ist vier, aber sie ist kleiner als Mack, der anderthalb Jahre jünger ist. Sie schläft jede Nacht sieben Stunden, isst fast nichts und hat mehr Energie als jedes der anderen Kinder. In dem einen Augenblick siehst du Shannon vor dir, im nächsten ist sie drei Blocks weiter.

Sie blieb einen Moment stehen und krächte dann in einem ihrer typisch unvorhersehbaren Ausbrüche:

My name is Samuel Hall,
And I hate you one and all.
God damn your eyes!

»Shannon!«, rief ich.

»Shannon!«, rief Roberta. »Geh sofort nach Hause! Na los! Noch ein Wort, und ich versohl dir den Hintern, dass du nicht mehr sitzen kannst.«

Shannon gehorchte. Nicht dass wir sie eingeschüchtert hätten, nein. Ich habe schon vor langem aufgegeben, sie zu erziehen, und Roberta ist auch besiegt, gibt es aber nicht zu. Shannon lässt sich durch dunkle Schränke nicht verängstigen. Kalte Duschen machen ihr nichts aus. Man kann sie nicht dadurch bestrafen, dass man ihr das Essen vorenthält, sie kommt auch genauso gut ohne aus. Und schlagen kann man sie auch nicht, weil man



Jim Thompson

Jetzt und auf Erden

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-67610-7

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: August 2011

Wie viel kann ein Mensch einstecken?

Ein Roman wie kein zweiter! Thompsons frühe autobiografische Tour de Force durch das Leben einer Unterschichtfamilie während der 1940er Jahre ist ein knallharter Trip durch die höllischen Abgründe der Armut. Sein Held, der Autor James »Dilly« Dillon, kämpft mit dem Alkohol, einer Schreibblockade und einem frustrierenden Job in der Flugzeugfabrik. Ein tödlicher Kreislauf, aus dem es kein Entrinnen gibt.

 [Der Titel im Katalog](#)